sciences et de leur appropriation progressive par les chercheur/e/s elles/eux-mêmes (chapitre 7). Autre exemple d'une dynamique positive du genre dans les sciences: la controverse autour de la théorie de la dégénérescence du chromosome Y émise par une généticienne réputée, Jennifer Graves (chapitre 8). L'intérêt de cette théorie n'est pas tant qu'elle prévoit la disparition pure et simple du chromosome le moins doté en gènes dans 14 millions d'années (la panique morale et les réflexes masculinistes que cette prédiction suscite sont par contre très intéressants); c'est surtout d'avoir réussi à créer un vrai débat scientifique sur la structure, la fonction et l'évolution des chromosomes dits sexuels.

Sex Itself illustre à merveille le projet critique des études féministes des sciences: il s'agit d'explicitier les opérations du genre dans les sciences et non de les «purifier» du genre comme si des savoirs «neutres» étaient possibles. D'où l'importance de formuler des normes alternatives, et donc de revendiquer la dimension normative du travail critique. L'un des mérites, et non des moindres, de l'ouvrage est de tirer des leçons pratiques de l'histoire des chromosomes X et Y pour les recherches futures. L'ouvrage se termine ainsi sur une conclusion clairement prescriptive (chapitre 10) où Richardson soutient la nécessité de nous débarrasser de l'«exceptionnalisme sexuel» des chromosomes X et Y – qu'il conviendrait de renommer «chromosomes accessoires» ou «hétérochromosomes» par exemple. Car la fin de cet exceptionnalisme pourrait en effet constituer l'une des conditions de possibilité pour renouveler les questions de recherche sur le génome humain en général et sur le sexe en particulier – un sexe non plus en soi, mais historicisé et politicisé à nouveaux frais, y compris dans la vie de laboratoire.

Cynthia Kraus, Université de Lausanne (CH)

Krieg und medikale Kultur. Patientenschicksale und ärztliches Handeln in der Zeit der Weltkriege 1914–1945. Herausgegeben von Livia Prüll und Philipp Rauh. Göttingen, Wallstein Verlag, 2014. 283 S. Abb. € 24.90. ISBN 978-3-8353-1431-3

Der Sammelband präsentiert die Ergebnisse eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten und an der Universität Freiburg i. Br. durchgeführten Projektes über die medizinische Behandlung deutscher Soldaten im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Im Zentrum steht dabei der therapeutische Umgang mit Soldaten, die unter psychischen und physischen Erschöpfungszuständen litten. Das Buch widmet sich damit einem Thema, das in der historischen Forschung bereits einige Aufmerksamkeit erfahren hat. So liegt zur Militärpsychiatrie und zum Umgang mit so genannten Nervenkrankheiten im Ersten Weltkrieg bereits eine Reihe von Studien vor.

Vor allem in zweierlei Hinsicht öffnet das Buch aber neue Perspektiven. Erstens erlaubt es die Untersuchung, die sowohl den Ersten als auch den Zweiten Weltkrieg einbezieht und in einem letzten Kapitel den Bogen bis zum Afghanistankrieg schlägt, nach langfristigen Auswirkungen, Kontinuitäten und Brüchen medizinischer Handlungsweisen im Krieg zu fragen. Zweitens folgen die Autoren des Buches einem alltags- und mentalitätshistorischen Ansatz, der weniger auf offizielle Verlautbarungen und medizinische Fachdiskussionen fokussiert als auf die therapeutische Praxis und

die Interaktionen zwischen Ärzten und Soldatenpatienten im Kriegsalltag. Damit fühlt sich das Projekt einer «Militärgeschichte von unten» verpflichtet und verbindet diese mit Perspektiven der Patientengeschichte. Im Zentrum des Projektes steht die Auswertung von zwei umfangreichen Quellenkorpora. Zum einen handelt es sich dabei um einen Bestand von Krankenakten, die Lazarettärzte während des Ersten Weltkrieges angefertigt hatten, zum Anderen liegen den Analysen zum Zweiten Weltkrieg (vergleichbare Bestände von Krankenakten fehlen hier) Sektionsprotokolle zugrunde, die oft Angaben zur Krankengeschichte enthalten.

Nach der Einleitung, in welcher Livia Prüll und Philipp Rauh auf konzise Weise Zielsetzungen, Methodik und Forschungskontext des Projektes skizzieren, folgen fünf unterschiedlich lange Aufsätze. Drei davon stellen genuine Forschungsbeiträge zum Ersten und Zweiten Weltkrieg dar, die im Wesentlichen auf der Auswertung der erwähnten Quellenkorpora basieren, während zwei ergänzende, kürzer gehaltene Beiträge die Zwischenkriegszeit beziehungsweise die Zeit nach 1945 vor allem anhand von gedruckten Quellen sowie von Sekundärliteratur beleuchten.

Petra Peckl wirft in ihrem Beitrag zur Behandlung von «Kriegsneurotikern» ein neues Licht auf die deutsche Kriegspsychiatrie im Ersten Weltkrieg und vermag das bisher in der Forschung gezeichnete Bild überzeugend zu modifizieren. Sie zeigt, wie die tatsächliche Behandlungspraxis in den Lazaretten oft wesentlich milder ausfiel als dies die offiziellen Verlautbarungen führender Fachvertreter vermuten ließen, die äußerst restriktive und mitunter schmerzhaft Maßnahmen empfahlen. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Philipp Rauh in seinem Beitrag, der sich einem Desiderat der bisherigen Forschung zuwendet, nämlich dem medizinischen Umgang mit Soldaten, die unter einer körperlichen Erschöpfung, so vor allem unter Herz-Kreislauf-Problemen, litten. Auch hier stellt der Autor eine auffallende Diskrepanz zwischen dem rigiden Kurs, wie er in medizinischen Fachpublikationen propagiert wurde, und der Behandlungspraxis in den Lazaretten fest, wo Ärzte erschöpften Soldaten oft Ruhe und Erholung verschrieben. Ob dies tatsächlich darauf zurückzuführen ist, dass Lazarettärzte «die Kriegsstrapazen oftmals am eigenen Leibe» erfuhren und deshalb im Unterschied zu frontfernen Internisten eine «realistische Vorstellung» (S. 125) der Kriegswirkungen gewannen, lässt sich indessen anhand der vom Autor präsentierten Quellen nicht schlüssig belegen. Livia Prüll untersucht in ihrem Beitrag die Auswirkungen der Kriegserfahrungen auf die Medizin in der Zwischenkriegszeit und zeigt auf, wie sich Ärzte und Psychiater medizinische Varianten der Dolchstoßlegende zurechtlegten, die sich gegen «Simulanten» und «Drückeberger» richteten. Überzeugend zeigt Prüll Kontinuitätslinien dieser Weltkriegsdeutungen zur NS-Medizin auf.

Der achtzig Seiten umfassende Beitrag von Peter Steinkamp behandelt als einziger Beitrag den Zweiten Weltkrieg. In seinen Auswertungen der Obduktionsprotokolle kommt er zum Schluss, dass die Behandlungspraxis der Soldaten – stärker als im Ersten Weltkrieg – auf die Aufrechterhaltung der Kampfkraft abzielte, wodurch individualmedizinische Handlungsmaximen vollends in den Hintergrund rückten. Als weitgehend missglückt müssen die Versuche des Autors bezeichnet werden, anhand der Obduktionsberichte Einblicke in das «Leben und Erleben» des «kleinen Mannes in Uniform» (S. 155) zu erhalten. Insbesondere bei der Auseinandersetzung mit Suiziden von Wehrmachtssoldaten reproduziert Steinkamp mitunter unkritisch

militärmedizinische Deutungen und reichert sie mit eigenen Vermutungen an. So beurteilt er beispielsweise einen Wehrmachtsangehörigen, der sich nach einer Rückkehr von der Ostfront am Bahnhof Antwerpen erschoss, als einen «offensichtlich schon bei eher geringem Anlass überforderten Gefreiten» (S. 223). Steinkamp mutmaßt weiter, dass die «Ungewandtheit», die der Obduktionsbericht diesem verstorbenen Soldaten zuschreibt, sich «wohl vor allem auf seine mangelnden Reiseerfahrungen» beziehe (S. 224); denn es sei «gut möglich», dass der Soldat die nähere Umgebung seines Dorfes vor der Einberufung zur Wehrmacht nie verlassen habe. Dies mache es «verständlicher», warum er nach einer «Irrfahrt durch für ihn wohl weitgehend fremde Länder offensichtlich verzweifelt entschloss, dass Antwerpen nun für ihn so oder so die Endstation zu sein habe» (S. 225). Im Beitrag finden sich leider wiederholt solche psychologistischen Spekulationen, die sowohl eine methodische Sorgfalt als auch eine Sensibilität bezüglich der sprachlichen Darstellung von Gewalt vermissen lassen.

Positiv hervorzuheben ist, dass sich die Beiträge im Sammelband sinnvoll ergänzen und Querverbindungen zueinander herstellen. Eine gemeinsame These lautet, dass 1914 eine zunehmende Brutalisierung und Entindividualisierung der militärärztlichen Praxis einsetzten, die im Zweiten Weltkrieg ihren Höhepunkt erreichten. In dieses Narrativ fügt sich auch der Schlussbeitrag von Philipp Rauh ein, der die Entwicklungen der Wehrpsychiatrie nach 1945 skizziert und aufzeigt, wie es langwieriger und bis heute nicht abgeschlossener Lern- und Reformprozesse bedurfte, um die in den Kriegen eingeübten und radikalisierten militärmedizinischen Konzepte in Frage zu stellen.

Zwei kritische Anmerkungen betreffen die Methodik des Projektes. Erstens ist es fraglich, wie sich Entwicklungen vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg anhand zwei unterschiedlicher Quellengattungen feststellen lassen. Obduktionsakten dokumentieren nur Fälle von verstorbenen Soldaten, womit die analysierten Fälle im Unterschied zum Ersten Weltkrieg einer spezifischen Selektion unterliegen. Ein zweiter Punkt betrifft den Umgang mit medizinischen Akten als historische Quellen. Die Herausgeber bezeichnen Akten als «Produkt der unmittelbaren medizinischen Alltagspraxis im Krieg» (S. 9) und sind dementsprechend bestrebt, aus den Akten sowohl den Behandlungsalltag, die Mentalität der Mediziner als auch das Erleben der Patienten hermeneutisch zu entschlüsseln. Neuere Arbeiten, wie etwa von Brigitta Bernet, kritisieren indessen zu Recht die Vorstellung einer solchen ‚Unmittelbarkeit‘ von Akten, zumal medizinische Aufschreibekulturen und Formulare bereits spezifische Ordnungen und Klassifikationen vorgeben. Akten weisen eine mediale Form auf, die den Blick auf Patienten auf fundamentale Weise vorstrukturiert. Eine Berücksichtigung dieser Medialität von Akten würde nicht nur zu mehr interpretativer Zurückhaltung mahnen, sondern auch eine neue Untersuchungsebene eröffnen, die gerade im Hinblick auf die Analyse von Wahrnehmungsweisen von Soldatenpatienten relevant wäre. Trotz dieser kritischen Anmerkungen bleibt festzuhalten, dass der Band insgesamt einen wesentlichen Forschungsbeitrag zur therapeutischen Praxis in den totalen Kriegen des 20. Jahrhunderts leistet. Er bietet wertvolle Modifikationen und Ergänzungen zur bisherigen psychiatriehistorischen Forschung und liefert zur Kriegsgeschichte der inneren Medizin erste Befunde und Thesen, die hoffentlich zu weiteren Untersuchungen anregen.

Pascal Germann, Universität Bern (CH)